

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **28 (2021)**

Heft 316

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

Nach Sonnenuntergang: Flaschenpost aus Hongkong, wo das Stadtbild geprägt ist von einer verstummten Demokratiebewegung. Von Dorothy Wong Ka Chung und Sebastian Ryser

34

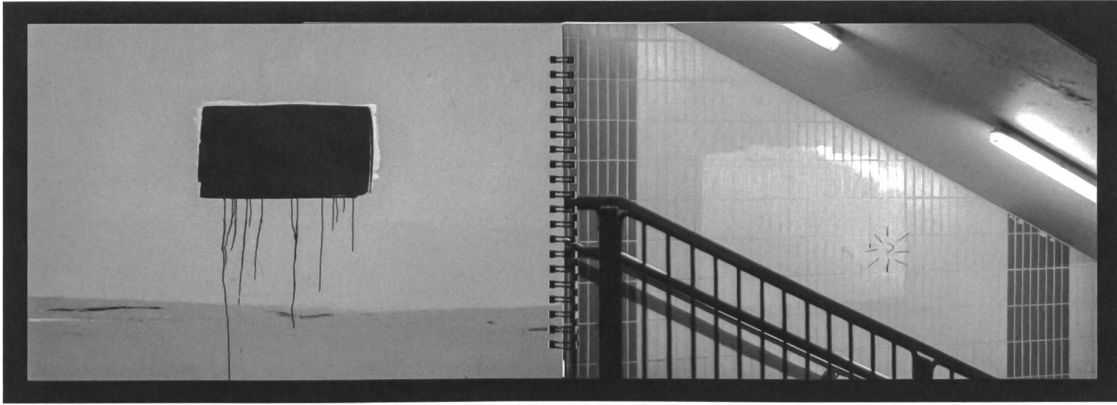
Das «H» in HSG steht für den Habitus: Die Erzählung von höchsten Leistungsansprüchen handelt bei näherem Hinsehen von sozialer Selektivität. Und führt zu Papierkorbarbeiten. Von Oliver Kerrison

36

Neues Leben am Lichtensteiger Stadtufer: Das ehemalige Fein-Elast-Fabrikareal ist weitherum das grösste Umnutzungsprojekt. Doch es braucht Millionen. Von René Hornung

40

DER WEG NACH HAUSE NACH



Doppelseite aus dem Audio-Foto-Buch 太陽下山後，可以帶我走一次你回家的路嗎 – *Can you take me on your way home after sunset:*
Übertünchte Graffitis nach den Protesten in Hongkong

«Was ist mit der Welt los?»

Dorothy überflog innerlich eine ganze Reihe von Worten und Gefühlen und verstummte dann.

«Ich verstehe», sagte die Freundin.

Ein Jahr zuvor noch, als wir mit der Freundin über ihr altes Zuhause in Tibet gesprochen hatten, war da eine Distanz zwischen ihrer und unserer Lebenswelt gewesen, wir hatten Mühe gehabt, die richtigen Fragen zu finden.

Jetzt gab es zwischen ihr und Dorothy ein stilles Einverständnis.

Über mehrere Jahre hinweg hatten wir – aus der Schweiz und Hongkong, vermeintlich stabilen Weltgegenden, kommend – Menschen interviewt, die ihr Zuhause verloren hatten. Nun hatte sich Hongkong, Dorothys Zuhause, in kurzer Zeit stark verändert. Regierungskritische Menschen landeten im Gefängnis, immer mehr Bewohner:innen der Stadt entschieden sich, ihr Zuhause zu verlassen.

Während der Protestbewegungen war Dorothy zwischen den Strassen Hongkongs und Projekten in Taiwan und der Schweiz hin- und hergereist und hatte das Gefühl, einen wichtigen Teil des kollektiven Gedächtnisses ihrer Stadt verpasst zu haben. Sie wollte in ihre eigene Stadt zurückkehren, um sie und ihre Bewohner:innen in den wichtigen Momenten, die vor ihr liegen, zu begleiten. Benjamin, der Hongkong als Besucher aus der Schweiz kannte, wollte lernen zu verstehen, wie der Verlust demokratischer Rechte, die in der Schweiz oft als so selbstverständlich angesehen werden, das Zuhause von Hongkonger:innen verändert.

So entstand der Plan, ein Projekt in Hongkong zu beginnen. Wir wollten anwesend sein, um die Veränderungen dieser Stadt mit eigenen Augen zu sehen; um aufzuzeichnen, was es heisst, jetzt und hier in dieser Stadt zuhause zu sein. Eine Artist Residency im Hongkonger Museum Tai Kwun Contemporary gab uns die Gelegenheit dazu.

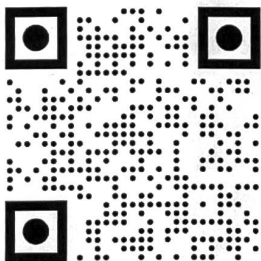
Als wir in Hongkong ankamen, war das Stadtbild geprägt vom Verstummen der Demokratiebewegung: übertünchte Graffiti, verschwundene Lennon-Walls. Viele Dinge waren plötzlich verboten: Offene Kritik an der Regierung konnte zu Konsequenzen führen; seit Beginn der Corona-Pandemie galt eine Versammlungsobergrenze von vier Personen – Protestzüge waren damit verunmöglichlicht. Was noch erlaubt war: das Gehen. Durch die Strassen gehen, um sich der eigenen Präsenz in dieser Stadt zu vergewissern, ihre Eigenheiten wiederzuentdecken und sich in Erinnerung zu rufen, was einen mit dieser Stadt verbindet, was einem das Gefühl von Zuhause gibt.

Der Gang, den alle täglich gehen, der gewöhnlichste und intimste, ist der Heimweg. So begannen wir Gespräche mit verschiedenen Freund:innen über ihre Erlebnisse auf dem Weg nach Hause durch die abendliche Dunkelheit. Einige erzählten von ihren Familienerinnerungen, andere von der Angst, im Dunkeln zu gehen, oder wie sie ihren Heimweg durch einen Spaziergang im Supermarkt verlängern, um im geschäftigen Alltag den eigenen Gedanken nachhängen zu können. Die Geschichten spielen in verschiedenen Stadtteilen wie Sai Kung, Ma On Shan, Tung Chung oder Sheung Shui; einige erzählten aber auch von einem Weg nach Hause, der nicht mehr da ist oder der sein Ziel verloren hat.

Beim Überlegen, wie wir die Geschichten weitergeben könnten, kam eine Erinnerung an Dorothys Kindheit hoch: Ihre Eltern liessen sie oft ein Bilderbuch aussuchen, zu welchem eine Kassette die Geschichte erzählte. So entstand die Idee, Fotobücher mit dazugehörigen Audio-Walks zu gestalten, die die Geschichten des Heimwegs erzählen. In Hongkong kann jedes Buch als eine Art Stadtführer benutzt werden, der die Leserin einlädt, den Spuren des Heimwegs einer anderen Person zu folgen und ihre eigene Stadt neu zu sehen.

Während einem unserer Interviews sagte eine Freundin: «Wenn ihr wirklich wissen wollt, wie sich mein Heimweg anfühlt, solltet ihr abends denselben Minibus nach Sai Kung nehmen und dabei dasselbe Lied hören, das ich immer gehört habe.»

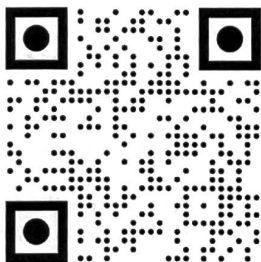
Wir folgten ihrem Rat und es fühlte sich an, als reisten wir durch die Erinnerungen einer anderen Person. Der Weg begann im Feierabendverkehr an einem Minibus-Halt. Minibusse sind die schnellsten, aber auch die unberechenbarsten Verkehrsmittel in der Stadt. Es braucht Glück, sie an einer Haltestelle oder mitten auf der Strasse zu erwischen, und wer aussteigen möchte, ruft dem Fahrer den gewünschten Halt zu. Die Minibusse sind berühmt-berüchtigt für ihren rasanten Fahrstil, und während die Nacht vorbeiflitzt, mischen sich das Dröhnen des Motors und das Rumpeln der alten Sitze mit dem Radio des Fahrers:



[QR-Code Track 1]

Der Heimweg eines anderen Freundes begann an einer Strassenkreuzung. Um uns herum standen wie überall in dieser Stadt die hoch aufragenden Wohntürme. Vor uns führte eine Strasse in die Höhe; zweigeschossige Busse brachten ihre nächtlichen Fahrgäste mit aufheulenden Motoren den Hügel hinauf nach Hause. Von beiden Seiten ragten schattige Bäume in die Strasse. Vom Berg weiter oben strömte der Geruch von Wäldern und nasser Erde zu uns herab.

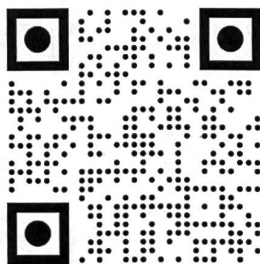
Unser schweigsamer Freund ging mit uns den Weg hinauf, den er seit seiner Kindheit immer gegangen war. So gaben wir später seine Geschichte wieder:



[QR-Code Track 2]

Eine andere Freundin traf uns bei einer U-Bahn-Station und lief mit uns im Eilmarsch, beinahe rennend, ihrem Zuhause entgegen. Es war ihr Reenactment einer ihrer einprägsamsten Erinnerung aus dem Protestjahr. Keine Busse fuhren mehr an jenem Abend; ihre Sorgen um Hongkongs Zukunft mischten sich mit dem Anblick von Strassenkämpfen und brennenden Geschäften und liessen nur einen Gedanken zu: so rasch wie möglich in die Sicherheit ihres Zuhauses zurückzukehren – ein beinahe dörfliches Zuhause mit einem kleinen Garten, eine ruhige Insel inmitten der Grossstadt, die, wie sie uns erklärte, in den kommenden Jahren den Überbauungsplänen der Regierung zum Opfer fallen wird.

Wir verdichteten ihre Erinnerungen in einem Hörstück, ein Ausschnitt daraus ist hier zu hören:



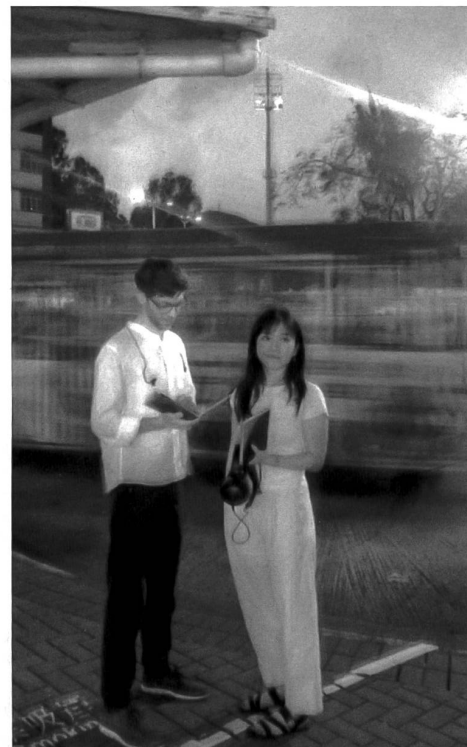
[QR-Code Track 3]

Der Weg nach Hause ist so gewöhnlich wie alltäglich. Wir alle in verschiedenen Welten, Städten und Erinnerungen haben einen Weg, zu dem nur wir zurückkehren können, und jeder Weg hat eine Geschichte, von der nur wir alleine wissen. Geschichten über die emotionale Bindung ans Zuhause, Familie, über Ängste und die glücklichsten Erinnerungen. Wenn wir alle diese Fragmente unserer Erinnerungen zusammensetzen, wird ein Bild davon erkennbar, vom Leben in dieser Zeit, unter dieser Geschichte und dieser Regierung.

Wieder in der Schweiz versuchen wir, diese persönlichen Geschichten zu übersetzen und für die Menschen hier erfahrbar zu machen. Es sind alltägliche Geschichten vom Heimweg in einer Stadt, wo die Selbstverständlichkeit eines stabilen Zuhauses in Frage gestellt ist.

Scannen Sie jeweils die QR-Codes mit Ihrem Mobiltelefon und hören Sie die drei Audio-Tracks. Die Tonaufnahmen sind binaural und klingen am besten über Kopfhörer.

PS: Während dieser Text geschrieben und gelesen wird, schreiten die Entwicklungen in Hongkong voran. Seit dem Ende der Proteste berichten die meisten deutschsprachigen Medien weniger regelmässig. Für Updates empfehlen wir die englischsprachige und redaktionell unabhängige News-Seite «Hong Kong Free Press»: hongkongfp.com



Benjamin Ryser und Dorothy Wong Ka Chung beim Audio-Walk bei der Minibus-Haltestelle in Sai Kung, Hongkong

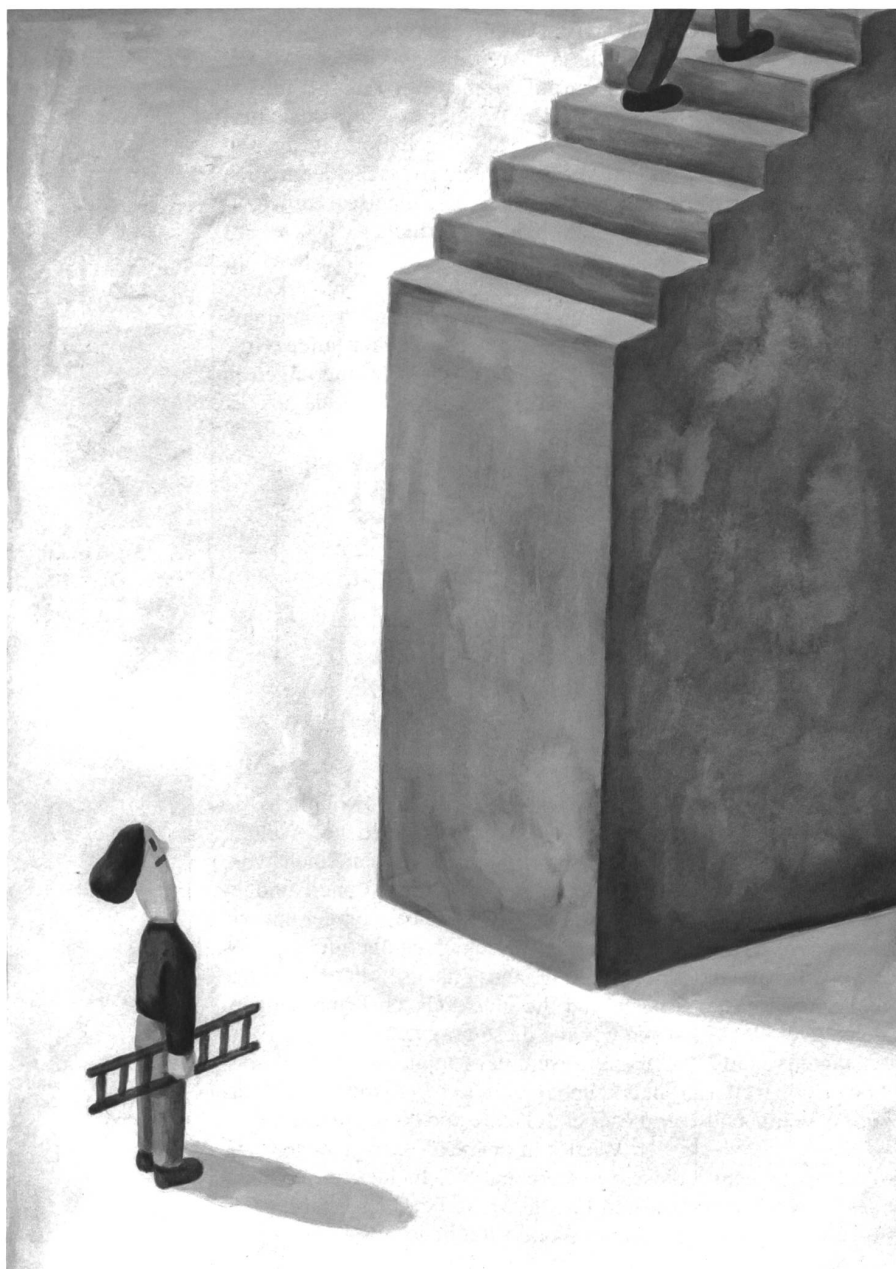
Dorothy Wong Ka Chung und Benjamin Ryser sind ein Künstler:innenduo aus Hongkong und der Schweiz. Ihre sozial engagierten Projekte bringen Medien- und Klangkunst in lokale Kontexte.

Die hier beschriebene Arbeit ist zusammen mit weiteren Projekten vom 12. November bis 5. Dezember in der Ausstellung «遠方來的耳語 – flüstern von fern» im Architektur Forum Ostschweiz zu sehen.

Architektur Forum Ostschweiz,
Davidstrasse 40, 9000 St. Gallen
Dienstag bis Sonntag 14–17 Uhr
oisland.co
a-f-o.ch/

DAS «H» IN HSG STEHT FÜR DEN HABITUS

Wer sich dem exklusiven Charakter der Universität St.Gallen nähert, lernt von der ungebrochenen Aktualität Pierre Bourdieus. Seit ich an der HSG studiere, bin ich Teil einer Maschinerie, die von der Illusion der Chancengleichheit lebt: Die Erzählung von höchsten Leistungsansprüchen handelt bei näherem Hinsehen von sozialer Selektivität. Und führt zu Papierkorbarbeiten. Text: Oliver Kerrison, Illustration: Stephan Dybus



Unter Studierenden der Universität St.Gallen gilt eine Regel, die nirgendwo festgehalten, aber allen bekannt ist: Der tannengrüne Kapuzenpullover mit den Aufschriften «University of St.Gallen» und dem Gründungsjahr «Est. 1898» darf erst gekauft und getragen werden, wenn das Assessmentjahr bestanden ist. Der Hoodie, der Assoziationen zu US-amerikanischen Eliteuniversitäten weckt, verspricht Ausdruck von Fleiss und Ehrgeiz zu sein, von

einer Institution, an der Studierenden nichts geschenkt wird. 1898 als bodenständige Handelsakademie gegründet, versteht sich die Universität St.Gallen längst als eine der führenden Wirtschaftshochschulen Europas. Zu ihren Alumni zählen eine Vielzahl von Wirtschaftspersonlichkeiten, die gerne auf die HSG verweisen – und auf die vonseiten der HSG gerne verwiesen wird. Derzeit sind an der HSG 9435 Studierende eingeschrieben,

denen ein hohes Gehalt winkt: Laut Bundesamt für Statistik verdienen HSG-Masterabsolvierende fünf Jahre nach dem Abschluss jährlich CHF 114'000 (Median) – der Spitzenwert unter den Schweizer Universitäten.

«Herzliche Gratulation!», schreibt der Studiensekretär. «Sie wurden aufgrund Ihrer hervorragenden Bewerbungsunterlagen vom Zulassungsausschuss ausgewählt. Wir freuen

uns, Ihnen einen Studienplatz an der Universität St.Gallen anbieten zu können.» Wer an der HSG studieren will, sieht sich mit hohen Zugangshürden konfrontiert: Das Assessmentjahr ist das Nadelöhr für eine Zulassung zum Bachelorstudium, auf Masterstufe variieren die Auflagen je nach Studiengang. Von mir wird für eine Aufnahme im Masterprogramm Management, Organisation, Kultur ein universitärer Bachelorabschluss mit Mindestnotenschnitt 5,0 erwartet, zudem ein Bewerbungsskizze, ein Motivationsschreiben und ein Lebenslauf.

Warum tue ich mir das an? Vielleicht, weil mein Bildungsweg gefühlt unten ansetzt, ich ihn als eine Art Level-zu-Level-Spiel verinnerlichte: von der Berufslehre via Fachhochschule an die Universität. «Was macht man damit?», hörte ich in meiner Familie, die kaum Universitätsabschlüsse kennt, mir aber stets finanzielle Unterstützung zusicherte. Die HSG weiss darauf viele Antworten, alle handeln von Erfolg. Mich reizen verschiedene Universitäten und Studiengänge, doch würde es sich nach einer verpassten Gelegenheit anfühlen, den HSG-Studienplatz auszuschlagen. Schliesslich wurde ich ja ausgewählt. Also bestätige ich. Der Rektor schreibt: «Zusammen mit fast 9000 Studierenden, mehr als 3300 Mitarbeitenden in Forschung, Lehre und Administration sind Sie nun auch Teil der HSG-Gemeinschaft.»

Offenkundig spricht die HSG ihre Studierenden als zukünftige Führungspersönlichkeiten an, hingegen wird der Begriff der Elite vermieden. Doch der Akt der Auslese, der entlang einer Selektion in Assessment- und Bewerbungsverfahren die leistungsstarken von weniger leistungsstarken Studierenden separieren soll, deutet die Verbindung an: Elite meint nach Wortherkunft das Auserwählte, das Bessere. Spätestens im Lichte der Französischen Revolution zum Ende des 18. Jahrhunderts mutiert der Elitebegriff zum Kampfbegriff des Bürgertums gegen Adel und Klerus. Einher geht damit die konsequente Forderung nach einer aufgrund von Leistung und nicht durch Abstammung bestimmten Führungsauslese.

Sich das zu Leistende leisten können

Ab Anfang der 1960er-Jahre weist der Soziologe Pierre Bourdieu auf die Ungleichverteilung der Bildungschancen im französischen Universitätssystem hin. Insbesondere hebt er Reproduktionsmechanismen hervor, die mit einem spezifischen Habitus einhergehen. Der Habitus meint ein verinnerlichtes Ensemble aus Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die sich aus sozialen und ökonomischen Prägungen ergeben, vereinfacht: der Stallgeruch einer Person.

Bei der Habitusformation komme bestimmten Bildungstiteln eine besondere Wich-

tigkeit zu, macht Bourdieu an der empirischen Auseinandersetzung mit den «grandes écoles», den französischen Elitehochschulen, fest. Deren wesentliche Funktion sei es, eine gesellschaftlich allgemein anerkannte Elite zu reproduzieren. Insbesondere im Kontext von Grossunternehmen bezeichnet Pierre Bourdieu die Abschlüsse der renommierten Hochschulen, die sich durch spezifische Strukturen und strenge Zulassungsbedingungen auszeichnen, als Zugangsberechtigung zu Spitzenpositionen.

Der Bildungserfolg, der sich gemäss Bourdieus Analysen vorrangig auf die ökonomische und kulturelle Kapitalausstattung des Elternhauses zurückführen lasse, Sorge bei öffentlichen Bildungsinstitutionen, die prinzipiell allen offenstehen, für die wesentliche Legitimität. Nicht zuletzt wirke sich dies auf das Selbstverständnis einer neuen Wirtschaftselite aus, so Bourdieu: Ihre Überzeugung sei, dass der eigene Machtanspruch nicht auf Reichtum oder Herkunft, sondern auf Intelligenz und Kompetenz beruhe.

Auf das kompetitive Bewerbungsverfahren folgt ein herzlicher Empfang in St.Gallen. Namensschilder liegen bereit, es herrscht eine geradezu familiäre Atmosphäre. Es wird viel gelacht. In der Vorstellungsrunde – zwei Minuten pro Person, eine Powerpoint-Folie – sprechen zielstrebige und wortgewandte Mitstudierende über ihre Studienabschlüsse, Projekte und Praktika. Die interdisziplinäre Ausrichtung des Studiengangs ist in diesem Ausmass ein HSG-Sonderfall; es kommen Sozialwissenschaftlerinnen, Rechtswissenschaftler und Geisteswissenschaftlerinnen zusammen.

Trotz unterschiedlicher Studienhintergründe gibt es Gemeinsamkeiten. Die Kleidung ist leger, aber gepflegt. Die Berufsziele sind vielfältig, aber ambitioniert. Es herrscht eine offene Stimmung, ein Miteinander, man geht aufeinander zu. Das Abendessen, das wie die mehreren Begrüssungspapéros vom Studiengang offeriert wird, dauert bis in die Nacht. Tags darauf geht es beizeiten weiter. Die Bereitschaft, früh aufzustehen, hart zu arbeiten, pünktlich, strukturiert und gut gelaunt zu sein, wird hier nicht bloss eingefordert, sondern auch vorgelebt. So zumindest erlebe ich es von den vier Professoren und ihren drei Assistentinnen in den Pflichtkursen des ersten Semesters. Und ja, die einseitige Rollenverteilung nach Geschlecht wird unter Studierenden diskutiert, doch so wirklich dazu durchringen, den Missstand zu thematisieren, mag sich letztlich niemand. Auch ich nicht.

Das Semester nimmt rasch Fahrt auf, ich beginne Prioritäten zu setzen: Virtuelle Treffen im Rahmen von Gruppenarbeiten werden an- und private Verabredungen abgesagt. «Jeder Kreditpunkt an der HSG ist tendenziell härter verdient als an anderen Universitäten – der Stundenaufwand ist grösser», sagt ein

HSG-Professor im persönlichen Gespräch. Er, der zuvor an verschiedenen Schweizer Universitäten lehrte, weiss, wovon er spricht. Und ich nun auch. Nach kurzer Zeit bin ich besser darin geworden, so scheint es mir, in meinem persönlichen Umfeld Verständnis für meine Studiensituation zu wecken – sprich: freundlich, aber klar mitzuteilen, dass ich gerade keine Zeit habe.

Zeit, darum geht es im Kern. Einerseits um vergangene Zeit, um Geschichte. Denn spricht die Universität St.Gallen von sich selbst, so blickt sie gerne zurück: Auf die Anfänge, 1898, als der Unterricht der Höheren Schule für Handel, Verkehr und Verwaltung gemäss eigener Historiografie mit lediglich sieben Studierenden im Westflügel der Kantonsschule am Burggraben begann.

Die HSG versteht sich als etwas Gewordenes, als Ausdruck des eigenen Aufstiegs von der «Provinzklische», wie es ein ehemaliger HSG-Professor beschreibt, zur «renommierten, international vernetzten Hochschule», wie es heute auf der Website heisst. Doch blickt die HSG zurück, blickt sie eigentlich nach vorne. Als die Universität St.Gallen 1998 das 100-jährige Jubiläum feiert, lautet das Motto: «Zukunftswerkstatt HSG». Wer sich auf der Website nach der Studierendenzahl erkundigt, findet nicht bloss eine Zahl, sondern ein leicht aber kontinuierlich ansteigendes Entwicklungsdiagramm der jüngsten Vergangenheit von 2016 (8337 Studierende) bis 2020 (9047 Studierende). Das Vergangene dient als Richtwert, den es morgen zu übertreffen gilt.

In der institutionellen Selbstdarstellung der HSG scheint auf, worin der Historiker Valentin Groebner eine Art Vervollständigung der Geschichte durch Vergangenheitsvergewisserung sieht: «Was im Namen der Identität aufgerufen wird, ist trotz anderslautender Bekundungen deswegen nicht der Stolz auf die eigene Herkunft, sondern die Angst vor Verlust.» Die Angst davor, dass die durch ständige Wiederholung immer wieder neu hergestellte Geschichte aufhört und verschwindet, so Groebner. Um dies zu verhindern, scheint an der HSG die Erinnerungsarbeit mit Legitimität schaffenden Erzählungen von Exzellenz und Leistungsansprüchen verknüpft zu werden. Was gewisse Studierende anzieht und wiederum andere abstösst, suggeriert letztlich – sichergestellt durch Selektionsmechanismen – eine Auswahl von besonders leistungsbereiten Studierenden.

Aber was heisst das eigentlich genau? Im Kontext der Universität St.Gallen meint Leistungsbereitschaft insbesondere die Bereitschaft, für jeden Kreditpunkt einen erheblichen Zeitaufwand zu leisten. Und leisten meint dabei zweierlei: Einerseits den Willen zum Meistern der zeitaufwendigen Aufgabstellungen, andererseits die Möglichkeit zur

Schaffung freier Zeitfenster – dass man sich das zu Leistende überhaupt erst leisten kann. Dies führt zurück zu Pierre Bourdieu, der auf den Umwandlungsprozess von ökonomischem zu kulturellem Kapital hinweist: Der Aufwand an Zeit, der durch die Verfügung über ökonomisches Kapital ermöglicht werde, sei zentral. Denn da der Erwerb kulturellen Kapitals vor allem Zeit erfordere, sei der Nachwuchs der herrschenden Klasse gleich doppelt begünstigt.

Wer an der HSG studiert – und wer rausfliegt

Wie lässt sich die Universität St.Gallen aus einer an Bourdieu anknüpfenden Perspektive greifen? Ein Forschungsteam um den kürzlich verstorbenen wissenschaftlichen Mitarbeiter und Lehrbeauftragten Stephan Egger und den inzwischen emeritierten HSG-Soziologieprofessor und Bourdieu-Schüler Franz Schultheis hat sich dieser Frage angenommen. «Simply the Best», so der Titel einer Studie zur Habitusformation und Milieusozialisation an der Universität St.Gallen, die 2013 universitätsintern vorgelegt wurde. Der Öffentlichkeit und der Wissenschaft blieb die von der HSG-Forschungskommission finanzierte Untersuchung bislang verborgen. Zeit, sich die Erkenntnisse näher anzusehen.

Zur Frage, wer eigentlich an der HSG studiert, stellen Egger u.a. fest, dass es sich um eine durchaus heterogene Ansammlung junger Menschen kleinbürgerlicher und bürgerlicher Herkunft handelt. Eine Befragung zum Beruf des Vaters verdeutlicht dabei, dass das Wirtschaftsbürgertum und die freien Berufe wie Ärzte oder Lehrer besonders stark vertreten sind. Dennoch sei die HSG nicht ausgesprochen elitär strukturiert, sondern eher als eine Ausbildungsstätte zur Rekrutierung und Reproduktion gutbürgerlicher Führungskräfte vornehmlich für die Wirtschaft einzustufen.

Bei Studierenden aus bescheidenen Verhältnissen würden sich gedämpftere und regional ausgerichtete Ambitionen für den zukünftigen

Lebensweg zeigen, während Absolvierende aus gehobenen Verhältnissen entschiedenere Karrierevorstellungen hätten, vermehrt internationale Pläne hegten und sich im Verlauf des Studiums am meisten verbessern würden. Das Selbstbild der HSG als Ausbildungsstätte für den wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Führungsnachwuchs sehen Egger u.a. weitgehend bestätigt. Allerdings sei die Studierendenstruktur weniger international und elitär, als bisweilen suggeriert werde. Und für Studierende aus einfachen Verhältnissen sei sie deutlich weniger zugänglich.

Der Einfluss sozialer Merkmale auf die Selektion zeigt sich besonders im Rahmen des Bachelor-Assessmentjahres. Egger u.a. untersuchen eine ganze Reihe von Merkmalen, die in Zusammenhang mit dem Studienerfolg stehen: darunter Geschlecht, Bildungsabschluss der Eltern, Studienfinanzierung durch die Familie und die Erwerbstätigkeit während dem Studium.

Letztere fällt dabei besonders stark ins Gewicht: Je höher die Erwerbstätigkeit aufgrund materieller Zwänge, desto höher das Risiko, abzubrechen oder rauszufliegen. Insgesamt, so veranschaulichen Egger u.a., führen die Selektionseffekte zwischen dem Assessmentjahr und dem Bachelorstudium zu einer eindeutigen Homogenisierung der studentischen Profile. Die Anteile von Frauen und von Studierenden aus bildungsfernen Schichten nehmen ab, die studentische Population werde insgesamt bürgerlicher, deutscher und hinsichtlich der elterlichen Unterstützung privilegierter.

Kurz vor Mitternacht kollabiert der Web-Server der studieninternen HSG-Plattform. Die Semesternoten werden aufgeschaltet. Ich bleibe wach, viele andere auch. «Wieso isch Note becho eifach immer unbefriedigend?», schreibt eine Kommilitonin via Whatsapp. Ihre Noten sind überdurchschnittlich gut, daran scheint es nicht zu liegen. Woran also? Vielleicht an der beschränkten Aussagekraft der Bewertungen. Ich werde den Verdacht nicht los, dass Noten meist mehr über die notenvergebende Person – ihre subjektiven Präferenzen und bevorzugte Messinstrumente –, als die erbrachte Leistung aussagen.

Notenbezogene Verzerrungseffekte sind wissenschaftlich gut dokumentiert, sie betreffen Universitäten genauso wie Primarschulen. Aber die Lernkultur an der HSG wird dadurch im Kern geprägt: Noten sind hier nicht bloss das Mass aller Dinge, sondern Ausdruck der institutionellen Daseinsberechtigung. So wird eine aufwendige Bewertungsmaschinerie in Gang gesetzt, die Messbares und weniger Messbares identifiziert, einfordert, unter Zeitdruck der Notenabgabe beurteilt und dann in objektivierter Form zurück in Richtung Studierende ausspuckt.

Schwierig zu sagen, was dies mit mir macht – aber das Studieren banalisiert es ungemein: Die Omnipräsenz der Bewertung strukturiert mein Lernverhalten, entscheidet darüber, was wichtig ist und worauf verzichtet werden kann. Sie lenkt die Aufmerksamkeit weg von inhaltlichen Interessen und hin zum Prüfungsrelevanten. Wer sich dem Prüfungsirrelevanten zuwendet oder sich dafür viel Zeit lässt, erntet verständnislose Blicke. Je länger je mehr auch von mir.

Einiges, was die Lernkultur an der Universität St.Gallen gegenwärtig zu prägen scheint, beschreibt der Soziologe Emil Walter-Busch bereits 1975. HSG-Studierende, so schreibt er im Studierendenmagazin «Prisma», werde erstens die Aufgabe einer eigenen Studienplanung weitgehend abgenommen. Zweitens fehle ihnen wegen der hohen Studienbelastung und des ständigen Prüfungsdrucks «sowohl die Gelegenheit wie die Motivation zur Vertiefung in ein Spezialgebiet», die echte, originelle Erkundungsarbeiten hervorbrächten.

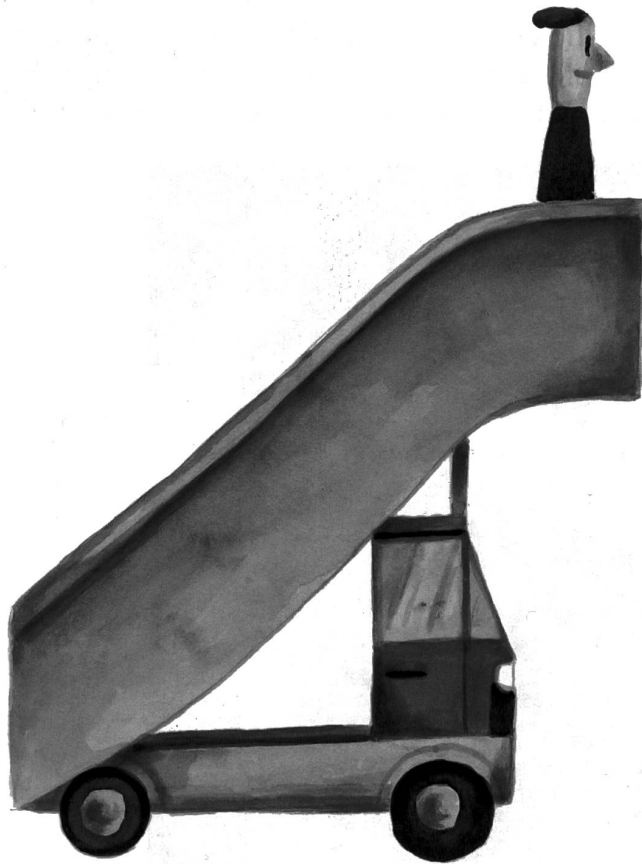
Seminararbeiten seien hier «durchwegs relativ oberflächliche, möglichst schnell verfertigte Anwendungen gelernten Wissens, aber keine Beiträge zu seiner Problematisierung oder gar Weiterentwicklung». Walter-Busch spricht von Abhandlungen, die es sich nicht aufzubewahren lohne: «Papierkorarbeiten». Dies führt ihn, drittens, zur Lernmotivation der Studierenden, die «ziemlich prüfungsorientiert, d.h. überwiegend extrinsisch sei». Doch gibt sich Emil Walter-Busch empathisch: «Ich verstehe, warum dies bei den gegebenen Bedingungen kaum anders sein kann.»

In Praxisnähe blühen die habituellen Leitbilder auf

Walter-Buschs Unbehagen berührt den Kern dessen, was den institutionellen Zwiespalt der Universität St.Gallen bis in die Gegenwart kennzeichnen dürfte: die Gegensätzlichkeit von Praxisorientierung und wissenschaftlicher Ausrichtung. In Selbstbeschreibungen der HSG ist diesbezüglich von einer Symbiose die Rede, die als zentrale Besonderheit gesehen wird.

Realistischerweise lassen sich, so wiederum die Studie «Simply the Best» von Egger u.a., vielmehr zwei grundsätzlich unterschiedliche Kulturen ausmachen: Einerseits bestehe die Kultur der alten Handelsakademie, in der stark praxisorientiertes Wissen von Persönlichkeiten aus der Praxis vermittelt werde. Diese Persönlichkeiten fungierten nicht nur im Sinne von Vorbildern, sondern würden zugleich eine «wirksame Vernetzung mit den Unternehmen anbahnen». Der Schwerpunkt liege dabei auf einem umsetzbaren Handlungswissen und der vornehmlich nationalen Reproduktion von Führungskräften.





Andererseits zeige sich eine Kultur, die «eine international konkurrenzfähige *«Business School»* mit höheren akademischen Ansprüchen [anstrebt], die sich in der massiv gestiegenen Bedeutung von Rankings und Akkreditierungen und der Prämierung von Forschungstätigkeit und Publikationspraxis ausspricht». Egger u.a. beschreiben die beiden Kulturen als durchaus komplementär: «Die HSG [...] integriert diese gegensätzlich erscheinenden *«Kulturen»* in einer Art stillschweigendem Kompromiss, der ganz pragmatisch funktioniert und deshalb die Institution tatsächlich *«ziemlich robust aufgestellt»* erscheinen lässt.»

Der stillschweigende Kompromiss ist dabei, so scheint es, weniger Ausdruck einer harmonischen Wechselbeziehung als vielmehr Hinweis auf eine gegenseitige Abhängigkeit unter klarer interner Hierarchie. Wissenschaftlich, so Egger u.a., müsse die HSG-Ausbildung lediglich in ihren *«aktuellen *«technischen»* Standards»* sein. Für die Umsetzung der ideellen und habituellen Leitbilder massgeblich bleibe jedoch die praxisnahe Lehre der HSG und ihre faktische Nähe zur Praxis.

Kein Nebeneffekt, sondern institutioneller Sockel

«Es ist klar geworden», kommen Egger u.a. in ihrer Studie zum Schluss, «dass die HSG,

trotz aller wiederkehrenden Verweise auf die notwendige *«Leistungsstärke»*, mit dieser Formel vor allem einen Komplex sozialer Leistung normativ prämiert, der sich eben gerade nicht ausschliesslich, nicht einmal vorwiegend, auf die *«akademische»* Performanz bezieht, sondern auf eine *«Leistung an sich»*, in der sämtliche Konnotationen auf soziale Kompetenzen verweisen – Auftreten, Eloquenz, Selbstsicherheit, forcierte Ambitionen». Dass damit soziale Benachteiligung einhergeht, ist kein unschöner Nebeneffekt, sondern bildet den institutionellen Sockel dieser Bildungseinrichtung: Daraus ergebe sich der tendenziell exklusive Charakter, halten Schultheis und Egger in der Schlussbemerkung fest, an dem die Glaubwürdigkeit der HSG *«fast lebensnotwendig»* hänge.

Die Universität St.Gallen vereint heute vieles: Sie ist Fenster in die Praxis, Studierstube, Vereinslandschaft, Kunstsammlung, Forschungsstätte. Zimmer an Zimmer wird da Sozialphilosophie, hier KMU-Unternehmensführung gelehrt. Die Institution ist durchtränkt von Ambivalenzen; begibt sich mal auf intellektuelle Schachtelsatz-Stelzen, zückt mal den griffigen Massnahmenplan. Sie bringt zusammen, was nur schwer zusammengeht – und macht daraus kein Geheimnis, sondern ein Alleinstellungsmerkmal. Im Kern ist die HSG eine gut erzählte Geschichte, die von

Leistung handelt und damit soziale Selektivität meint. Die Geschichte funktioniert, weil sie in eine übergeordnete Erzählung greift, welche der Ökonom Thomas Piketty das meritokratische Märchen nennt: der Glaube daran, dass der Weg zum Bildungserfolg allen offensteht, die nur genug dafür leisten.

Wie die Universität St.Gallen künftig mit den empirischen Belegen, die gegen diesen Irrglauben sprechen, umgeht, ist letztlich eine rhetorische Frage. In zweifacher Hinsicht: einerseits eine Frage, die von der meritokratischen Rhetorik und ihrer Überzeugungskraft in Gesellschaft und Politik abhängt. Andererseits eine Scheinfrage, deren Entgegnung absehbar ist. Zur Wahrung der institutionellen Interessen wird die breit abgestützte Einrichtung kaum um selbstlegitimierende Antworten verlegen sein. Ihre Vergangenheit sieht sie von Wandel und Veränderungsbereitschaft geprägt, drei historische Umbenennungen zeugen davon. Gegründet als höhere Schule für Handel, Verkehr und Verwaltung wird sie zunächst zur Handelshochschule, später zur Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Als daraus 1995 die Universität wird, entscheidet man sich, die Abkürzung *«HSG»* beizubehalten, wenn auch das *«H»* seither etwas verloren in der Landschaft steht. Oder doch nicht? Ist damit vielleicht der an der HSG alles überragende Habitus gemeint?

«Simply the Best». Habitusformation und Milieusozialisation an der Universität St.Gallen. Selektion – Integration – Segregation. Forschungsbericht von Stephan Egger, Franz Schultheis, Tina Willner, Anja Zwingenberger. St.Gallen, März 2013.

Oliver Kerrison, 1995, ist Masterstudent in Management, Organisation, Kultur an der Universität St.Gallen. Nach einer Berufsliehe zum Mediamatiker studierte er erst Design-Management an der Hochschule Luzern, dann Kulturwissenschaften mit Schwerpunkt Philosophie an der Universität Luzern.

NEUES LEBEN AM LICHTENSTEIGER STADTUFER

Mit rund 8000 Quadratmetern Nutzfläche ist die ehemalige Textilfabrik am Thurufer in Lichtensteig weitherum das grösste nicht-kommerzielle Umnutzungsprojekt der Ostschweiz. Dass dafür Millionen nötig sind, schreckt die Initiant:innen nicht. Von René Hornung



Die ehemalige Fein-Elast-Fabrik an der Thur von oben ...

Geht man durch die riesigen Hallen der 2017 stillgelegten Fein-Elast-Textilwerke, fragt man sich, wie selbst Sanierungen auf bescheidenem Niveau zu stemmen sein werden. Die verschiedenen Fabrikgebäude brauchen zuerst Brand- und Personenschutzmassnahmen, um den definitiven Betrieb zu ermöglichen. Allein das wird mehr als eine halbe Million kosten. Und zuvor will die Genossenschaft das Areal kaufen – der Preis ist fixiert: drei Millionen.

Die Initiant:innen hegen trotz dieser Zahlen wenig Zweifel, dass das nötige Geld zusammenkommt. Die Basler Stiftung Edith Maryon, die schon mehrere ähnliche Projekte schweizweit mitfinanziert hat, ist in Lichtensteig als potenzielle Baurechtsgeberin involviert. Eine zweite, namentlich noch nicht genannte Stiftung soll ebenfalls mit erheblichen Mitteln einsteigen. Dazu kommen diverse private und institutionelle Darlehen von insgesamt 800'000 Franken. Auch die Stadt Lichtensteig hat ein kleines Darlehen versprochen. Und es gibt inzwischen über 50 Genosschafter:innen, die sich mit Anteilscheinen à 1000 Franken beteiligen.

Das alles wird aber nicht reichen. Weitere Genosschafter:innen, Darlehensgeber:innen und Spender:innen sind gesucht. «In den Gesprächen mit den verschiedenen Stiftungen wurde deutlich, dass grundsätzlich genug Geld da ist, wenn das Projekt überzeugt und ein starkes Team agiert. An diesem Punkt sind wir nun», sagt Fiammina Catti vom Genossenschaftsvorstand.

Autowerkstatt neben Kunstateliers

Wenn alles klappt, wird die Genossenschaft Ende November Grundeigentümerin des grossen Areals neben der Stadtbrücke Lichtensteig. Dazu gehört auch ein Wohnhaus einige Meter flussaufwärts. Schon seit mehreren Monaten verwaltet die Genossenschaft das Areal, und mehr als die Hälfte aller Flächen sind bereits vermietet und genutzt: vom Lager über eine Autowerkstatt, den Skate-Park bis zu Künstler:innen-Ateliers und Musikräumen.

Die Mehrheit der heutigen Zwischennutzer:innen will bei einem definitiven Betrieb bleiben. Dann sollen die befristeten Mietverträge in langfristige umgewandelt

werden und die Quadratmeterpreise werden voraussichtlich von heute 30 Franken pro Quadratmeter und Jahr verdoppelt – sind dann aber immer noch sehr günstig.

Die Stadtufer-Fabrik soll aber nicht nur zum bunt zusammengewürfelten Haufen von mehrheitlich nicht-kommerziell ausgerichteten Nutzer:innen werden. Hier soll ein öffentlicher Raum entstehen, mit einem Raumangebot für Veranstaltungen und einem Zugang zur Thur. Diese Absichten entsprechen auch der Strategie der Stadt, die das Flussufer zugänglicher machen und aufwerten will.

Kulturfrendliches Umfeld

Die Stadt hat das Areal nach der Betriebschliessung in die Wohn- und Gewerbezone umgezogen, was die Weiterentwicklung nun möglich macht. Und Stadtpräsident Mathias Müller hat sich schon vor seiner Wahl dafür stark gemacht. Alle wissen, dass es sich um ein historisch wichtiges Gebiet handelt, denn im ersten Gebäude von 1819 mit seinem Mansarddach und Türmchen nahm eine der ersten mechanischen Spinnereien der Schweiz den



... am Tag der Offenen Tür und von innen. (Bilder: René Hornung und pd)

Betrieb auf. Das Fabrikensemble steht deshalb im Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder in der höchsten Kategorie und ist im Schutzinventar von Kanton und Gemeinde aufgeführt.

Diese Ausgangslage hat zu einer breiten Allianz geführt, die mitgeholfen hat, dass ein ziemlich unkonventionelles Umnutzungskonzept möglich wird. Während aus leerstehenden Fabriken üblicherweise Gewerbeparks werden – wie im Fall der Blockfabrik Lichtensteig oder des Soorparks in Bütschwil –, unterstützen die Regionalentwicklung und die Standortförderung hier eine nicht-kommerzielle Nutzung. Auch Gelder aus dem Bundestopf für die neue Regionalpolitik sollen fließen. Als dieser Konsens stand, suchte die Gemeinde nach einer Trägerschaft – und so entstand die Genossenschaft, die das Areal nun mit Hilfe der erwähnten Dritten übernehmen will.

Dieser ungewöhnliche Weg ist ein Resultat der besonders kulturfrendlichen Stimmung im Städtchen Lichtensteig. Mit der Klangwelt Toggenburg, dem Rathaus für Kultur, dem Chössli-Theater, «behind the bush productions», der beAchtbar oder dem Hand-

werkerkollektiv Mini.Wirkstadt stehen die Stadtufer-Genossenschaftler:innen in Kontakt. «In Lichtensteig sind sich die Kulturtäter:innen einig, dass wir uns gegenseitig zu mehr Publikum verhelfen», sagt Fiammina Catti.

Laut und still

Für die verschiedenen Fabrikgebäude gibt es bereits Nutzungs- und Renovationskonzepte. Die Räume sollen nachgerüstet werden, ohne dass ihr Charakter verloren geht, ausserdem wird versucht, die Vorgaben der 2000-Watt-Gesellschaft einzuhalten. Ein partizipatives Verfahren soll garantieren, dass Nutzer:innen ihre Wünsche einbringen können.

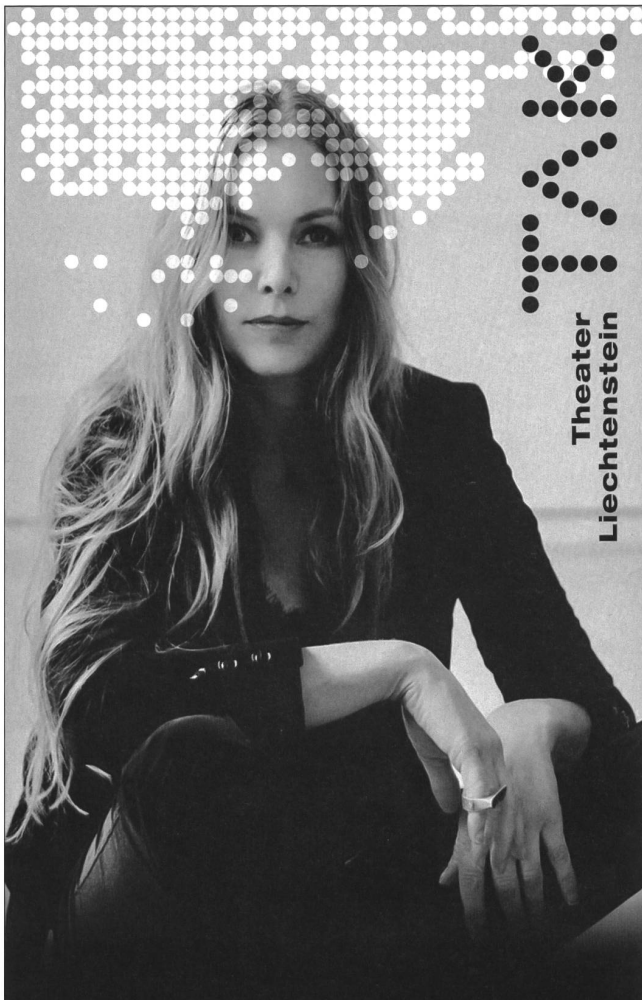
Die teils hohen weiten Hallen machen unterschiedlichste Nutzungen möglich. Eine Analyse für das gesamte Areal hat Wohnen und Gewerbe, lauten und stillen Betrieb bereits vorgezeichnet. Diese Analyse stammt vom Basler Baubüro in situ, das sich mit der Wiederverwendung von Bauteilen einen Namen gemacht hat. Auch in Lichtensteig soll ein Bauteilelager mit Materialien aus der langen Fabrikgeschichte entstehen.

Nach all diesen Vorbereitungen hat der Genossenschaftler:innen-Vorstand die Angst vor den grossen Geldbeträgen fast verloren. «Natürlich sind wir uns der riesigen Verantwortung bewusst. Aber dank der breiten Unterstützung in der Region, von Fachleuten und engagierten Genossenschaftler:innen haben wir wenig Zweifel, dass das Projekt gelingen kann», zieht Fiammina Catti Bilanz.

Der erste und letzte Textilbetrieb Lichtensteigs: 1819 liess Alois Marty am Thurufer in Lichtensteig eine der ersten mechanischen Spinnereien der Schweiz bauen und war damit einer der Textilindustrie-Pioniere im Toggenburg. 1883 wurde aus der Spinnerei eine Zwirnerei. 1886 übernahm August Niederer die Fabrik. Er erwarb weitere Textilbetriebe im Tal und gilt als einer der wichtigsten Unternehmer im Toggenburg.

Niederer produzierte bis 1991. Ab 1996 nutzte die Fein-Elast Grabherr einen Teil der Räume. Ende September 2017 stellte auch sie den Betrieb ein, als letztes Textilunternehmen in Lichtensteig mit noch 16 Mitarbeitenden. Alle Uhren im Haus stehen seither auf halb acht. Aus den Zwischennutzungen ist nun das Projekt Stadtufer geworden.

Wer macht mit: Das Projekt Stadtufer braucht noch viel Geld. Wer das Projekt als Genossenschaftler:in, Darlehensgeber:in oder Spender:in unterstützen will, findet die Kontakte auf stadtufer.ch sowie auf Facebook und Instagram unter dem Stichwort Stadtufer.



Theater
Liechtenstein

Fr 20.09 Uhr, TAK, Schaan | TAK_MUSIC
26.11 Tingvall Trio
 «Dance»
 Jazz | Deutschland

Di 20 Uhr, Vaduzer-Saal, Vaduz |
07.12 TAK VADUZER WELTKLASSIK
Martha Argerich Klavier
Charles Dutoit Leitung
**The European Philharmonic
 of Switzerland**

Di 20 Uhr, SAL, Schaan | TAK_MUSIC
14.12 Rebekka Bakken
 «December Nights»
 Pop/Jazz | Norwegen

Do 20.09 Uhr, TAK, Schaan | TAK_MUSIC
20.01 Astor Piazzolla Quintett
 Neo-Tango | Argentinien

TICKETS + INFOS

vorverkauf@tak.li | www.tak.li
 T +423 237 59 69

Do. 02.12, 20:00
 Grabenhalle

Saiten lädt ein:

Stadtgespräch mit Kubik&Fässler

diesmal mit:
 Ralph Hurni (Polizeikommandant)
 Karin Winter-Dubs (Stadtparlamentarierin SVP)
 Pius Frey (Buchhändler, IG Grabenhalle)
 Rapture Boy (Musiker)



VOCAL+ 21 22

sonntag | 7. november 2021 | 17 uhr
RÉVERIES DANSANTES niculin janett ensemble:
 niculin janett altsax & komposition | andy gabriel & flurina sarott violine |
 dominique polich viola | cristina janett cello | lukas traxel kontrabass

freitag | 3. dezember 2021 | 20 uhr
MUSIK POESIE ZWISCHEN WELTEN
 saadet türköz stimme & bertl mütter posauone & stimme

sonntag | 19. dezember 2021 | 17 uhr
SUPERSONUS: RESONANCES marco
 ambrosini nyckelharpa, maultrommel | eva-maria rusche cembalo | anna-liisa eller kannel,
 rahmentrommel | anna-maria hefele obertongesang, guzheng | jochen vogel keltische harfe

sonntag | 2. januar 2022 | 17 uhr
IL DESIDERIO hans-jakob bollinger zink | agathe gautschi zink |
 ulrich eichenberger barockposaune | susanne landert barockfagott | vincent flückiger
 theorbe | daniel rüegg orgelpositiv

sonntag | 16. januar 2022 | 17 uhr
JULIE WITH STRINGS victor darmon (ch) viola & fx |
 eric longworth (us/f) cello | jasper hoiby (dk) kontrabass | julie campiche (ch) harfe & fx |
 charles robert (f) beatbox, electronics & schlagzeug

samstag | 12. februar 2022 | 20 uhr
SCHUBERT: WINTERREISE [fassung für dreh-
 leier und stimme] nataša mirković gesang | matthias loibner drehleier

sonntag | 13. märz 2022 | 17 uhr
MUSICA TRANSALPINA
 chant 1450: h. järveläinen sopran | f. menconi alt |
 d. manhart tenor | s. machale bariton | j. allen bass |
 ziv braha laute & christian zehnder stimme



klangreich
 alte kirche
 romanshorn

www.klangreich.ch